Die Dennhardtsbrüder.

Sozialer Roman
von A. Lütetsburg.

(3. Fortsetzung.)

Es war niemand da, der mich auf die Verkehrtheit meiner Ansichten hingewiesen und so von einem Abgrund zurückgerissen hätte, in welchem ich nothwendig versinken mußte, und in welchem Sie versinken würden, wenn Sie fortfahren, sich einem Glauben hinzugeben, der Sie in kurzer Zeit zum willenlosen Werkzeug eines grausamen Schicksals machen wird, wie ich es eines Tages gewesen bin.

Mein eigentlicher Name ist nicht Grünwald. Meine Wiege stand in einem prächtigen Landhause, meine Jugend verbrachte ich mit meinen Schwestern unter der Obhut eines gütigen Vaters, einer zärtlichen Mutter, umgeben von dem Glanz und Luxus der Reichen und Vornehmen. Mein Vater war Offizier, meine Mutter entstammte, wie er, einer alten Adelsfamilie. Der Reichthum des Hauses machte jede Sorge für die Zukunft scheinbar überflüssig, und die Ehre desselben war allzeit unantastbar gewesen. So wuchs ich heran, ein übermüthiger Bursche, ohne jedwede Furcht vor den Dunkelheiten des Lebens, weil ich allzeit meines Weges im Licht gegangen war.

Ich hatte mein vierzehntes Lebensjahr zurückgelegt und stand im Begriff, einen Beruf zu erwählen. Vater und Mutter hatten sich der militärischen Laufbahn abgeneigt gezeigt, ersterer, weil er die Befürchtung hegte, daß ich mich nach der freien Entwicklung zu schwer einer strengen Disziplin fügen würde, letztere vielleicht, weil sie im Fall eines Krieges um ihren einzigen Sohn würde bangen müssen. Es wurde mir, wie ich mich noch sehr wohl erinnere, schwer, nur den Gedanken an irgend eine ernstliche Arbrit zu fassen, vielleicht hielt ich eine solche auch für meine Person überflüssig, da ich ja das einzige Kind meiner, wie ich glaubte, reichen Eltern war.

Da kam ein plötzliches Erwachen. Ich übergehe die Einzelnheiten. Man brachte meinen Vater eines Morgens todt in's Haus. Nach einer durchspielten Nacht hatte er sich in einem benachbarten Bade erschossen. Er sollte sich ehrenrührige Handlungen haben zu Schulden kommen lassen — so sagte die Welt. Was Wahres und was Falsches an den Gerüchten gewesen ist, die über den Todten in Umlauf gesetzt waren, vermag ich nicht zu entscheiden. Ich habe nie, auch nicht vorübergehend, an die Schuld eines Mannes glauben können, der in meinen Augen allzeit tadellos dagestanden. Auch meine Mutter und meine Schwester waren von der Schuldlosigkeit des Verstorbenen überzeugt, selbst dann noch, als sie die Erfahrung machen mußten, daß schon seit Jahren der Reichthum des Hauses in verhängnißvollem Schwinden gewesen, und der Tod des Vaters in dem Augenblick erfolgt war, als er den letzten Heller seines Vermögens an der Bank verspielt hatte.

Die Welt urtheilte minder milde, auch meine vornehmen Verwandten, die noch heute im Staatsdienst hohe Stellungen einnehmen. Ein Onkel von mir hatte den Muth, die Regelung unserer Verhältnisse in Angriff zu nehmen. Es gab nichts mehr zu regeln. Meine Mutter, meine Schwester und ich waren ganz arm, und ich konnte mich nicht glücklich genug schätzen, daß die erstere starb, ehe sie von dem Schlimmsten unterrichtet werden konnte.

Derselbe Onkel nahm mich und meine Schwester in sein Haus, in welchem wir der Gegenstand des Anstoßes wurden. Seine hochgeborene Gemahlin fand es unmöglich, mit dem Sohne und der Tochter eines ehrlosen Offiziers gemeinsam einen Namen zu führen, meine Vettern wichen uns aus, als ob wir Pestkranke wären. Der Onkel mußte sich entschließen, wenigstens mich in eine ferne Stadt in Pension zu geben.

Sie verstehen theilweise, was ich in jener Zeit ertragen habe, Brenner, und doch — fragen Sie sich selbst. Der Wechsel war zu groß. Aus dem hochmüthigen Träger eines stolzen Namens war der ausgestoßene Bettler geworden. Man wollte mich der Vergessenheit übergeben, nicht einmal die Segnungen einer öffentlichen Schule sollten mir zu Theil werden, damit mein Name nicht genannt würde. In einer schlichten bürgerlichen Familie wurde ich untergebracht, um Privatunterricht zu empfangen. Welche Pläne man für meine Zukunft hatte, wußte ich nicht, habe es auch nie erfahren."

Mit gespanntem Ohr war Brenner bis zu diesem Augenblick den Worten des Erzählers gefolgt, er hatte auch gesehen, wie die Mittheilungen demselben schwer wurden, wie die Macht qualvoller Erinnerungen ihn bisweilen überfluthete. Nun hatte der Werkmeister sich erhoben, um ein paar Mal rasch das kleine Zimmer zu durchkreuzen, seine Hand fuhr wiederholt mit einem Tuch über die Stirn, und schwere Athemzüge entrangen sich seiner Brust.

Nach wenigen Augenblicken aber schien die gewaltige Aufregung überwunden. Indem er auf den verlassenen Sitz zurückkehrte, irrte ein leises Lächeln um seinen Mund. „Es ist doch seltsam," sagte er. Dann fuhr er in ruhigem Tone fort:

„Ich ertrug den Zustand nicht. Es dünkte mich unmöglich, so weiter zu leben. Ein wilder Haß gegen meine Verwandten hatte sich meiner bemächtigt, in mir lebte nur ein Gedanke: wie ich mich an ihnen rächen könne. Und dabei war ich ohnmächtig.

Eines Abends verließ ich die Stadt, es war an einem Juniabend, an welchem die Welt eitel Schönheit und Freude war. Ich schritt die schattige Allee entlang, die bis zum nächsten Dorfe führte, wo ich Nachtquartier zu suchen plante. Um mein Weiterkommen brauchte ich nicht zu sorgen, wenn ich arbeiten wollte, und ich war zu allem entschlossen, was mich von den Ketten, die mich an meine Verwandten fesselten, frei machen konnte. Ausweis über meine Person mit mir zu führen, war zu jener Zeit nicht unbedingt nothwendig.

Je weiter ich schritt, desto froher und leichter wurde mir um's Herz. Ich athmete auf. Tausend Vogelstimmen erschollen über meinem Haupte, ich hatte sie lange nicht mehr gehört. Der Duft frischen Heues kam von den Wiesen herüber, ich sog ihn begierig ein. In den Gärten, an welchen ich vorüberkam, blühten die Rosen in herrlichem Flor. Die Welt, die Menschen schienen mir verändert. Ich hätte aufjauchzen mögen in heller Luft. Nach endlos langer Zeit zum ersten Male wieder.

Doch plötzlich legte es sich wie lähmend auf meine Brust. Zorn und Haß gegen meine hochmüthigen Verwandten schnürten mir förmlich die Kehle zusammen. Ich mußte an meine arme Schwester denken. Es war vielleicht Feigheit von mir, meinen eigenen Weg zu gehen und sie nicht nur ihrem Schicksal zu überlassen, sondern wohl gar die Ursache zu werden, daß neue Schmerzen sich den bei ihr vorhandenen beigesellten. Der Gedanke an sie ließ einige Augenblicke meinen eilenden Fuß stocken, dann verdoppelte ich meine Schritte.

Ein Nachtquartier fand ich nicht, ich suchte auch keins, sondern legte mich in einen Strohdiemen, welcher noch vom vorhergehenden Jahre stand. Erquickend war der Schlaf unter freiem Himmel, und als ich einmal in der Nacht erwachte und über mir das Firmament mit den strahlenden Sternen sah, empfand ich wieder ein Gefühl aufjauchzender Freude.

Pläne für die Zukunft hatte ich nicht, obgleich mir die unbestimmte Idee vorschwebte, ein Talent, das ich mein eigen nannte, zu verwerthen. In den Tagen vermeintlichen Glückes und Glanzes glaubte ich mich zum Maler geboren und hatte nicht selten von einer großen Künstlerschaft, von Ruhm und Ehre geträumt. Kleine Skizzen von hübschen Gegenden, die ich gelegentlich gemacht, hatten die Bewunderung meiner Umgebung erregt und mich mit großem Stolz erfüllt. Später, unter dem schweren Druck eines harten Schicksals, war dieses kleinen Talentes kaum noch gedacht.

In diesen Tagen mußte ich mich desselben wieder erinnern, aber — ich war so vollständig mittel- und hilflos, wie nur je Hiob gewesen war. Mit dem angebrochenen Morgen und dem unheimlichen Verlangen meines Magens nach Nahrung kam ich erst zur vollen Erkenntniß meiner selbstgeschaffenen Lage. Der Gedanke, zu betteln, hätte niemals in mir auftauchen können, aber ich war doch gezwungen, mir zu sagen, daß ich ganz außer Stande sein würde, für den heutigen Tag meinen Unterhalt zu erwerben.

Ich wanderte fürbaß. Der Morgen war thaufrisch und kühl, wunderbar schön. Ich hatte keine Augen dafür und konnte die Unruhe meines Herzens nicht meistern. Die Sonne stieg an einem tiefblauen, wolkenlosen Himmel empor, besiegte den gleich Wassermassen auf den Wiesen schwimmenden Nebel, und ihre Strahlen brannten schon am frühen Morgen sengend heiß hernieder. Mir schien's, als steigere sich die Hitze merklich, Hunger und Durst kämpften in mir, indem ich die baumlose Landstraße entlang schritt, bis ich erschöpft zusammenbrach.

Feldarbeiter hatten mich ohnmächtig gefunden und nur mit Anstrengung wieder zum Bewußtsein gebracht. Man führte mich in ein Haus, wo man mich mit Speise und Trank erquickte und mir dann allerlei Fragen vorlegte, die ich nicht beantworten konnte und wollte. In Folge dessen begann man, mich mit Mißtrauen zu beobachten, und schien erfreut, als ich mich verabschiedete.

Mein gesunkener Muth hatte sich gehoben, und ich beschäftigte mich ernstlich mit dem Gedanken an den folgenden Tag, um eine Wiederholung des heutigen zu vermeiden.

In der Ferne sah ich die Thürme der nächsten Stadt auftauchen. Mein Herz schlug bang und unruhevoll. Nicht ohne Sorge, wo ich während der Nacht bleiben sollte, hielt ich mit Einbruch der Dämmerung in der Stadt meinen Einzug.

Die Lichter waren schon angezündet, ich fühlte mich wieder matt und elend und wußte nicht, wohin. Der Gedanke, daß es mir ergehen könne, wie im Laufe des Vormittags, erfüllte mich mit einer unbezähmbaren Angst. Was konnte ich thun — was beginnen?

Beim Scheine einer Straßenlaterne sah ich ein rundes Schild: Bernhard Ritschenmeyer, Maler und Lackirer. Ich könnte heute nicht mehr sagen, was ich in jenem Augenblick gedacht, vielleicht folgte ich nur einer unwillkürlichen Eingebung, als ich in das Haus trat, über dessen Thür ich jenes Schild gesehen. Aber ich stand dem Meister Bernhard Ritschenmeyer in eigener Person plötzlich gegenüber und nach einer halben Stunde saß ich an dessen Tisch als neu aufgenommener Lehrling.

Ich hatte mich bei demselben nicht etwa mit einer Lüge eingeführt, nur meinen Namen glaubte ich verheimlichen zu müssen, nicht, wie ich damals wähnte, um jeder Nachforschung meiner Verwandten zu entgehen, sondern weil ich mich desselben schämte. Ich hatte einen Namen genannt, denselben, den ich noch heute führe. Die Gründe, welche mich bewogen, der Aufsicht hartherziger Verwandten zu entgehen, dünkten dem biedern Meister stichhaltig, und er versprach mir, mich einige Zeit auf Probe zu behalten, ich sähe gut aus, sei ein kräftiger, gesunder Bursche, und wenn ich nur fleißig arbeiten wolle, werde ich meinen Unterhalt schon verdienen können.

Satt und zufrieden legte ich mich an diesem Abend zum Schlafen nieder. Es war eine Bodenkammer, die mir angewiesen war. Eine hölzerne Bettstelle, mit Stroh gefüllt, aber mit einem saubern Bett, und ein Stuhl bildeten die Einrichtung des unmittelbar unter einem Schieferdach gelegenen Raumes. Ich war todtmüde und sank bald in einen tiefen Schlaf, aus welchem ich erst durch die Stimme der Frau Meisterin geweckt wurde.

Ich übergehe meine Lehrzeit, — sie war eine unmenschlich harte. Noch heute frage ich, wie dem verwöhnten sechzehnjährigen jungen Mann der Wechsel zu ertragen möglich war.

Zwei Jahre lang blieb ich bei Ritschenmeyer, dann begab ich mich abermals auf die Wanderschaft. Trotzdem ich meinen Meister vorzeitig verließ, gab derselbe mir doch ein leidlich gutes Zeugniß mit auf den Weg, mit welchem ich ohne Schwierigkeit eine andere Stellung zu finden hoffte. Ich lenkte meine Schritte nach der großen Stadt, in der Hoffnung, die mannigfachen Bildungswege einer solchen für mich in Anspruch nehmen zu können.

Auf dem Wege dorthin traf ich mit mehreren Wanderburschen zusammen, denen ich mich anschloß. Es waren Maschinenbauer und Schlosser, welche Stellung in der Brenner'schen Fabrik suchen wollten. Man rieth mir, dort gleichfalls um ein Unterkommen vorzusprechen, in einer derartigen Fabrik könnten mancherlei Kräfte Verwendung finden.

Mein Plan war auch bald entworfen. Arbeiter der Brenner'schen Fabrik wurden schon damals gut bezahlt, besonders fleißige Leute bezogen Tantiemen. Ich wollte durch solche meinen Lohn vergrößern, um mir die Mittel zu verschaffen, Unterricht im Malen zu erlangen.

Das gelang mir auch, aber schon nach einigen Stunden war mir von fachmännischer Seite die niederschmetternde Mittheilung gemacht, daß ich nie im Leben als Maler etwas leisten werde, daß ich aber ein hübsches Zeichentalent besitze, welches mir bei etwaigem Besuch eines Polytechnikums sehr zu Statten kommen werde.

Wochen und Monate vergingen, ehe ich mich von dem harten Schlage, der mir durch diese Mittheilung geworden, wieder erholt hatte. Mechanisch verrichtete ich meine Arbeit, meine Gesundheit litt unter der furchtbaren Aufregung, die mich zu schlaflosen Nächten verurtheilte. Meine Beschäftigung ekelte mich an, aber ich mußte leben, und der Zwang der Arbeit wurde schließlich meine Rettung, ohne ihn würde ich zu Grunde gegangen sein.

So war ich fünfundzwanzig Jahre alt geworden, ich hatte bereits eine bevorzugte Stellung in der Fabrik eingenommen, doch keine meinen Fähigkeiten entsprechende. Die Vorgesetzten hatten keinen Grund, sich um den finsteren, trotzigen Gesellen zu kümmern, der allerdings etwas mehr leistete als andere, dafür aber gegen Lob und Tadel gleich unzugänglich erschien. Von meinen Verwandten hatte ich nie mehr gehört, auch nicht von meiner Schwester. Sie hatte die letzte Nachricht von mir empfangen, nachdem ich bei Meister Ritschenmeyer ein Unterkommen gefunden. Damals schrieb ich ihr den Grund meiner Entfernung und gleichzeitig, daß sie nicht eher wieder von mir hören werde, bis etwas aus mir geworden, und ich ihr und meinen Verwandten als ein selbstgemachter Mann gegenüberterten könne.

Nie war mir im Laufe der Zeit nur der Gedanke gekommen, ein Lebenszeichen von mir zu geben; nie hatte ich das Verlangen gehabt, ein solches von meiner Schwester zu empfangen. Ihr Los schien mir im Vergleich zu dem meinen beneidenswerth. Bitter nagte die Reue an meinem Herzen, und heiß flammte nicht selten der Wunsch in mir auf, daß ich in den schweren Tagen hätte Stand halten mögen.

Jede Reue kam zu spät, ich war in eine Bahn gedrängt, die ich nie mehr verlassen konnte, und diese Bahn, die ich betreten, riß mich los von der Vergangenheit, von der Schwester, an der ich mit Leib und Seele gehangen. Der Name menes Vaters war erloschen. Ob schuldig, ob unschuldig gestorben, der Gedanke an den Sohn desselben konnte dem Toden nur weitere Unehre bringen. Er war verdorben — gestorben, niemand wußte von ihm. Ich fühlte mich schuldig — ein Pflichtvergessener, ein Verbrecher an der Ehre des Todten.

Doch nicht genug der seelischen Qualen, fuhr der Werkmeister nach minutenlangem Schweigen tief aufseufzend fort. Eines Tages fand ich in einer Tageszeitung die Nachricht von der Verlobung meiner Schwester mit einem hohen Staatsbeamten, von meinem Onkel angekündigt. Sie machte das, was man eine glänzende Partie nennt. Ihr Verlobter war ein hochangesehener Mann von altem Adel, reich unabhängig, ein Günstling des Hofes. Daß er nicht mehr jung war, wußte ich, doch habe ich in jenen Tagen dieser Thatsache nicht einmal Beachtung geschenkt. Nur für einen einzigen Gedanken war Raum in meiner Seele. Die Schwester war mir auf immer verloren. Nie mehr würde die Stunde kommen, in welcher ich mich ihr, der vornehmen Frau, wieder nähern konnte — sie ist nie wieder gekommen!"

Die letzten Worte waren von einem erneuten heftigen Schmerz so sehr durchtönt gesprochen, daß Brenner, welcher lautlos und mit gespannter Aufmerksamkeit den Worten des Werkmeisters gefolgt war, voll erfaßte, was in diesem Augenblick in der Seele desselben vorging. Er hatte das Bedürfniß, ein Wort des Trostes zu sagen, die Bitte auszusprechen, nicht mehr der Vergangenheit zu gedenken, und schwieg doch vor der tiefinnersten Ueberzeugung, daß für dieses Leid kein Trostestropfen zu finden sein würde.

„Sie stehen im Begriff, genau eben denselben Weg zu gehen, welchen ich gegangen bin, gewisse Charakteranlagen könnten den Ihrigen nicht nur zu einem gleich unheilvollen machen, sondern Sie rettungslos einem Abgrund zuführen," fuhr Grünwald nach einer Pause fort. „Trotz gährt in Ihnen — Trotz gegen ein hartes Schicksal. Ich will ihn an und für sich nicht verdammen, wohl aber das Uebermaß und vor allen Dingen die falsche Richtung, in welche er sich hineintreibt, Brenner. Er verführt Sie, den Fluch, der auf dem Irrglauben einer falschen Lehre lastet, auf sich zu nehmen. Mich trieb eines Tages Verzweiflung in die Fremde, aber in mir lebte der Wunsch, die tiefinnerste Ueberzeugung, daß ich in den Schoß meiner Familie zurückkehren könne — gleichberechtigt. Sie wollten die Flinte in's Korn werfen, ohne irgend etwas versucht zu haben, das Ihnen Befreiung bringen könnte. Ist das eines Menschen würdig? Der Fluch von der Schuld des Vaters lastet auf Ihnen — nicht wahr? Einerseits aber haben Sie nicht einmal Beweise für dessen Schuld, andererseits verbreitet diese Lehre von der Erbsünde einen Irrglauben, der unberechenbar in seinen Folgen ist. Und doch wie armselig ist die Lehre! Ein Gott der Gnade, der Barmherzigkeit, der Gerechtigkeit sollte auf den Schuldlosen die Sündenlast seiner Väter laden? Ihn büßen lassen für das, was diese verbrochen? Der Hinweis auf den Fluch der Erbsünde kann nimmer solche Bedeutung haben, sie ist eine Warnung für den sündigen Menschen, sie soll ihn losreißen von den falschen Wegen, die seine Vorfahren betreten. Wie manches gebrochene, bessere Menschenherz mag schon der Lehre von der Erbsünde zum Opfer gefallen sein! Auch Sie wollen sich diesen beigesellen, und doch vermag nur eigene Schuld wirkliche Schatten auf unsern Lebensweg zu werfen. Sie sind eines Tages fehlgegangen. Wie groß Ihre Schuld war, weiß ich nicht — Sie würden einen außerordentlich milden Richter in mir gefunden haben — aber der Schuld folgt die Strafe. Diese mit Ernst zu erfassen und sie muthig als eine gerechte Sühne fau sich zu nehmen, ist unsere höchste und erste Pflicht. Nur dadurch kann das Schicksal besiegt werden. Sie haben etwas verwirkt — nicht Alles. Nehmen Sie den Kampf mit dem Leben auf, entschlossen, zu siegen, und Sie werden siegen, Sie tragen treue Bundesgenossen in Ihrer eigenen Brust, es sind geistige Gaben, die Ihnen Niemand zu nehmen vermag, und welche, wohl angewendet, Sie zu einem tüchtigen und brauchbaren Menschen machen werden."

Der Werkmeister hielt inne. Seine Augen blickten forschend auf den jungen Mann, als wolle er die Wirkung seiner Worte beobachten.

In den Augen Jakobs schimmerte es feucht; statt des Trotzes zuckte der Schmerz um seinen Mund.

„Herr Grünwald, Ihre Worte haben einen Lichtstrahl in meine Seele geworfen, ich weiß nicht, wie ich Ihnen dafür danken soll," sagte er nach einer Pause mit leise bebender Stimme. „Ich will versuchen, den Fluch eigenen und fremden Unrechts abzuwälzen."

Der Werkmeister hatte sich von seinem Sitz erhoben und klopfte seinem jungen Freund kräftig auf die Schulter.

„So ist's recht, mein Junge, und nun lassen Sie mir den Kopf nicht wieder hängen bei der ersten Gelegenheit. Kehren Sie morgen an Ihre Arbeit zurück, Brenner, und nehmen Sie muthig den Kampf auf mit der Bosheit und Hinterlist. Sie haben eine Stütze an mir, auf die Sie sich verlassen können. Kommen Sie bei Widerwärtigkeiten zu mir, und ich werde diese besiegen helfen. Auf morgen!"

Mit diesen Worten hatte er Jakob Brenner noch einmal zum Abschied die Hand gereicht, der hoffnungslos diesen Raum betreten und ihn mit neuem Muth beseelt wieder verließ. Herr Grünwald leuchtete ihm die Treppe hinunter, dann war er zurückgetreten, und der junge Mann befand sich allein in der nur mäßig erleuchteten, langen Hausflur. Er blieb einen Augenblick stehen, wie um sich zu besinnen, daß er nicht geträumt und in der That mit einem Manne zusammen gewesen war, der in warmer Menschenliebe dem Fremden seine Theilnahme zugewendet, um dessen selbst willen.

Noch wie ein Träumender that er einen Schritt vorwärts. Er fuhr zurück. Ein leiser Schrei ertönte zu seinen Füßen. Was war das? Ein Kind saß an die Mauer gelehnt. Sich herniederbeugend, blickte Jakob in ein todtblasses Gesichtchen, in zwei große, tiefdunkle, todestraurige Augen.

„Ach, liebster Herr, lassen Sie mich hier sitzen," flehte eine frostbebende Stimme.

Wer war das Kind? Jakob Brenner begegnete dem Ausdruck dieser Augen nicht zum ersten Mal. Dieses blasse, feine Gesicht hatte er schon im Leben gesehen.

„Wer bist Du? Was willst Du hier? Wohnst Du in diesem Hause?"

„Nein, o nein—ich wohne nicht hier. Ich will auch nur die Nacht bleiben, weil ich nicht nach Hause darf. Bitte, schicken Sie mich nicht fort."

Während das Kind sprach, hatte Jakob sich tiefer zu ihm herabgebeugt und nun, quer über die Stirn laufend, einen blutrothen, schmalen Streifen gesehen.

„Kordel! Kordel Nachmann! Du bist's? Wo kommst Du her?"

Das Kind gab keine Antwort, aber es hob den Kopf höher, die großen Augen erweiterten sich und waren unverwandt auf das Gesicht Jakob Brenners gerichtet. Plötzlich zog es die kleinen Hände unter der zerrissenen Schürze hervor Gleichzeitig war es aufgesprungen.

„Jakob! Jakob! Du bist's!"

Ein krampfhaftes Schluchzen erschütterte den Körper des Kindes und eine Minute später hielt der junge Mann eine völlig erschlaffte, scheinbar bewußtlose kleine Gestalt in seinen Armen. Er war von dieser Begegnung in einem Grade ergriffen, der ihm kaum gestattete, klar zu denken. Kordell Nachmann stand im engsten Zusammenhange mit seinem Schicksale, obgleich er ihr heute erst zum zweiten Male in seinem Leben begegnete. Ohne dieses Kind würde er schwerlich jemals zum Dieb geworden sein, und nicht die Schuld auf ihm lasten, die ihn jetzt oft genug schwer bedrückte. Aber nicht ein Gedanke daran konnte in ihm lebendig werden, er fühlte sich nur wiederum von einem grenzenlosen Erbarmen erfüllt, von dem heißen Wunsch, dem Kinde zu helfen. Aber was konnte er thun? Ein Blick auf die Kleidung des armen Geschöpfes sagte ihm mehr als genug. An der Stelle, wo es gesessen, stand ein Korb mit Streichhölzern. Unwillkürlich mußte er an das Märchen Andersens von dem kleinen Mädchen mit den Streichhölzern denken. Wenn er nicht gekommen wäre, würde das kleine Mädchen in der kalten Morgenstunde starr und bleich dagesessen haben — eine Leiche, aber nicht mit einem Lächeln um den feinen Mund, sondern mit jenem entsagenden, schmerzlichen Zug, der eines Tages auf den halbwüchsigen Knaben einen beinahe übermächtigen Eindruck ausgeübt.

Was sollte er beginnen? Unwillkürlich schloß er das Kind fester in seinen Arm. Einen Augenblick dachte er daran, noch einmal die Treppe hinanzusteigen und den Werkmeister um Rath zu fragen. Doch besann er sich eines Besseren.

Die Mutter hatte keinen überflüssigen Raum, aber Kordel Nachmann konnte aufs Sopha gebettet werden, er war gern bereit, ihr seine Schlafstelle abzutreten. Er machte einen Versuch, um sie aufzuheben und fortzutragen, fand die Last aber doch zu schwer, so mager das Kind auch aussah. So mußte er abwarten, bis sie wieder zum Bewußtsein kam.

Es dauerte nicht lange. Schon öffnete sie ihre Augen. Einen Augenblick schaute sie verwundert und fragend in das über sie gebeugte Gesicht, dann verbreitete sich ein sonniges Lächeln über ihre Züge.

„Jakob! Du bist es wirklich?" kam es leise und zagend von ihren Lippen. „Wie manches Mal habe ich an Dich gedacht, wie habe ich Dich gesucht in allen Straßen! Ich saß immer und dachte, Dich unter den Vorübergehenden eines Tages zu finden, und gerade heute habe ich so viel an Dich gedacht. Niemand wollte Schwefelhölzer kaufen, die Leute liefen alle vorüber, es war so kalt, und sie hatten ihre Hände in den Taschen oder im Pelz und mochten sie wohl nicht herausziehen. Ich fürchtete mich aber, nach Hause zu gehen, ohne auch nur ein Päckchen verkauft zu haben, und da dachte ich, wenn Du kämest, würdest Du gewiß welche kaufen, wenn es auch keine schwedischen sind. Und nun bist Du wirklich gekommen —"

Auf der Treppe hörte man einen Schritt.

„Komm, Kordel — wir sprechen draußen weiter," sagte Jakob, den Korb mit den Schwefelhölzern aufnehnehmend. Dann gab er dem Kinde die Hand und führte es hinaus.

„Du möchtest nicht nach Hause gehen?" fuhr er, draußen angelangt, fort.

Das Kind seufzte tief und schwer. „Ich darf nicht, Jakob. Auch gestern habe ich nichts verkauft, und Frau Greve war sehr böse. Sie hat mir gedroht, mich halbtodt zu schlagen, wenn ich wieder mit leeren Händen käme."

„Wer ist Frau Greve?"

„Die Frau, bei welcher ich wohne."

„Du hast keine Mutter mehr?"

„Ich habe nie eine Mutter gehabt," lautete die trostlose Antwort.

„Du armes Ding!" kam es unwillkürlich von Jakobs Lippen, während Kordel schon fortfuhr:

„Wenn ich eine Mutter hätte, brauchte ich wohl nicht immer zu hungern und zu frieren. Sie würde mich auch nicht schlagen, wenn ich nichts verkaufen kann, obgleich ich mir sehr viel Mühe gebe. Die Leute thun immer, als ob sie mich nicht hörten — es ist auch so viel Lärm, und wenn ich laut spreche, schmerzt mein Hals."

Sie schritten eine Weile schweigend des Weges, der junge Mann trug noch immer den Korb mit Schwefelhölzern.

„Wohin gehen wir?" fragte Kordel endlich.

„Nach meiner Wohnung, zu meiner Mutter."

Beim Schein des Straßenlichts sah Jakob es in den Augen des Kindes aufleuchten.

„Zu Deiner Mutter," sagte es mit einer vibrirenden Betonung.

Frau Hedwig Brenner war nicht wenig überrascht, ihren Sohn in Begleitung eines ärmlich gekleideten, beinahe zerlumpt aussehenden Kindes zu sehen, und auch nicht gerade erfreut. Sie war es noch viel weniger, als sie den Namen des Kindes hörte. Verknüpfte sich doch mit demselben eine der dunkelsten Erinnerungen ihres Lebens. Nichtsdestoweniger konnte sie eine Regung des Mitleids nicht unterdrücken, als das blasse, zitternde kleine Geschöpf an der Thüre stehen blieb. Sie sagte ein paar gütige Worte.

„Gieb dem Kinde etwas Warmes zu trinken, Mutter," sagte Jakob. „Die Nacht mag es auf dem Sopha liegen und morgen will ich sehen, was sich für Kordel thun läßt."

Frau Hedwig erhob nicht den geringsten Widerspruch, so wenig Freude ihr dieser Besuch auch zu machen im Stande war. Sie hatte den Tag in unfreundlichen Betrachtungen über ihren Sohn verbracht und mit Unruhe dem Zeitpunkt seines Kommens entgegengesehen, denn sie fühlte instinktiv, daß in den letzten Tagen wieder irgend ein Ausbruch inneren Kampfes sich vorbereitete. Die Begegnung mit dem Kinde hatte zweifellos die Gedanken von sich selbst abgelenkt, die Befürchtungen, welche Frau Brenner gehegt, schwanden, indem sie Jakobs Sorge für das Kind beobachtete, und diese Thatsache machte sie auch dem Kinde gütiger gestimmt.

Mangel herrschte im Brenner'schen Hause nicht mehr, seitdem Jakob regelmäßig seinen wöchentlichen Lohn nach Hause brachte, vielmehr war der Hausstand, wenn auch auf einer bescheidenen, doch immerhin gesunden Basis errichtet. So konnte dem halbverhungerten und vor Kälte zitternden Kinde sehr wohl eine Erquickung gewährt werden. Nur die zerlumpte Kleidung konnte Frau Hedwig nicht verbessern, doch wußte sie auch hier Rath. Mit trockener Wäsche konnte sie Kordel versehen, dann wickelte sie das Kind in wollene Tücher und legte es auf das Sopha, um dessen Hunger mit warmer Milch und Brod zu stillen. Wenige Augenblicke später verkündigten ruhige, regelmäßige Athemzüge, daß das Kind, vollständig erschöpft, eingeschlafen war.

„Was soll nun mit dem Mädchen werden, Jakob?" fragte Frau Brenner, der es jetzt beinahe eine Beruhigung war, daß es einen Gegenstand gab, den sie mit ihrem Sohne besprechen konnte, ohne befürchten zu müssen, einem wunden Punkt seines Gemüthes zu begegnen."

„Ich weiß nicht, Mutter," entgegnete der Gefragte ungewöhnlich lebhaft. „Daran habe ich auch nicht gedacht. Es lag mir nur daran, dem Kinde für die Nacht ein Unterkommen zu schaffen. Es wird morgen zur Frau zurück müssen, bei welcher es wohnt."

„Das Kind hat keine Eltern — ich weiß es. Die Greve wohnte früher in meiner Nachbarschaft. Kordel Nachmann ist ihre Pflegetochter.

Dann trat eine Pause ein, während welcher Mutter und Sohn das Kind beobachteten. Es schlief ruhig, bot aber mit dem bleichen, schmerzdurchwehten Gesichtchen einen erbarmungswürdigen Anblick. Kordel Nachmann war vielleicht elf oder zwölf Jahre, aber Noth und Entbehrung hatten sie in der körperlichen Entwickelung gehindert. — Jeder hing seinen eigenen Gedanken nach, die darin gipfelten, ob nicht dem armen Geschöpfe zu helfen sein würde. Frau Brenner fand keinen Ausweg.

Nach einigen Minuten des Schweigens sagte Jakob unsicher:

„Wenn Du sie morgen behalten könntest, Mutter!"

„Werden wir es dürfen?"

„Ich möchte mit Frau Greve sprechen."

„Du kannst durch eine solche Rücksprache die Lage des Kindes nur verschlimmern und das Weib gegen dasselbe aufbringen. Ich kenne sie. Du wirst sie kaum jemals in nüchternem Zustande finden. Sie hat immer Kinder gehabt, die sie zum Betteln angehalten und gezwungen."

„Ich will dennoch einmal zu ihr gehen."

„Wie Du meinst, Jakob. Wir könnten auch dem Kinde sagen, daß es zu uns kommen soll, wenn es Hunger hat," sagte Frau Brenner eifrig, erfreut, den Sohn so weit von seinen eigenen düsteren Gedanken entfernt zu finden.

Jakob legte sich in dieser Nacht nicht zum Schlafen nieder, sondern setzte sich in den alten, mit Leder bezogenen Stuhl, neben dem Sopha, um dort ein wenig zu schlummern. Müde und abgespannt, wie er war, konnte er doch keinen Schlaf finden. Die Gedanken jagten einander gleichsam. Welch ein ereignißvoller Tag! Welchen verschiedenartigsten Eindrücken war er ausgesetzt gewesen! Fast dünkte ihm Alles ein wüster Traum. Aber da lag die kleine Kordel, er hörte ihre Athemzüge — das Kind schlummerte ruhig unter seinem Schutz, durch ihn behütet.

Leise glitt seine Hand über die Stirn des Kindes; ein Lächeln umspielte seinen Mund. Er dachte noch lange an die Erlebnisse des Tages, insbesondere an die Worte des Werkmeisters Grünwald, die eine mächtige Wandlung in ihm geschaffen, die sein verzweifelndes Herz mit Muth und Hoffnung erfüllt.

Fünftes Kapitel.

Als Jakob am folgenden Morgen zur gewohnten Stunde erwachte, sah er Kordel bereits aufrecht auf ihrem Lager sitzen. Ein leises Roth, vielleicht eine Folge des tiefen und langen Schlafes vielleicht auch Fieberhitze, färbte ihre Wangen, und ihre Augen leuchteten in einem fast übernatürlichem Glanz. Ein süßes Lächeln umspielte ihren Mund.

„Oh, Jakob, wie schön habe ich geschlafen!"

„Ja, Kordel, ja — ich denke, Du wirst noch öfter so schlafen. Armes Ding!"

„Nein — nein, ich will fort, ich muß, Jakob. Ich werde heute mehr Glück haben, und wenn ich das Doppelte heimbringe und sage, daß ich in einer Hausflur übernachtet, so wird Frau Greve nicht zanken."

In den Worten des Kindes lag eine große Hast und Unruhe, die Röthe war aus seinem Gesichtchen gewichen, und in dem Blick, mit welchem es Jakob ansah, prägte sich deutlich die innere Angst seines kleinen Herzens aus. Sie machte eine Bewegung, als ob sie sich erheben wolle, aber Jakob drückte sie sanft in die Kissen zurück.

„Kordel, Du würdest die Unwahrheit sagen, wenn Du so sprächest. Man darf aber nicht lügen. Sage mir, wo Frau Greve wohnt. Im Laufe des Tages werde ich sie aufsuchen — ich denke Du wirst nicht nöthig haben, zu ihr zurückzukehren."

Mehr sagte er nicht, und das Kind fand, vor einem Uebermaß von Seeligkeit, in welches Jakobs Worte es versetzt, keine Frage mehr. Es verließ ihn aber mit keinem Auge, folgte jeder seiner Bewegungen, bis er um die bestimmte Zeit die Stube verließ, sich in die Fabrik zu begeben. Traurig nickte es den Abschiedsgruß, während seine Lippen zuckten.

Jakob Brenner war entschlossen, die Lehren des Werkmeisters zu beherzigen. Wohl sah er die Augen seiner Kameraden, wie sonst, hier und da mit hämischem Ausdruck auf sich gerichtet, als er die Fabrik betrat, aber er nahm keine Notiz davon, sondern ging ruhig an seine Arbeit, um seine Gedanken, die mit seinem kleinen Schützling im innigsten Zusammenhang standen, zu verfolgen. Kordel, das kleine Ding, würde wenig für ihren Lebensunterhalt gebrauchen, sie ließ sich leicht mit durchfüttern und besondere Anschaffungen, um das Kind bei sich aufnehmen zu können, würden nicht gerade nothwennig sein.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben eines Gelehrten.

Die „Burschenschaftlichen Blätter" bringen eine Anzahl Erinnerungen an den verstorbenen Kirchenhistoriker Geheimrath Hase in Jena, von denen die folgenden von allgemeinem Interesse sind:

„Ueber dem Dorfe Winzerla liegt ein kleines Wäldchen, Triesnitz genannt. Dorthin zog vor Jahren männiglich aus Jena am Himmelfahrtstage und lagerte sich, wenn die wenigen vorhandenen Bänke besetzt waren, auf der Erde, voller Freude an Gottes schöner Natur. Es war im Jahre 1843, erzählt Pfarrer Striebnitz, als ich dort Folgendes erlebte. Während ein vergnügter Trubel das Wäldchen durchtoste, ertönte auf einmal ein lautes, lustiges Hornsignal. Alles horchte auf.

Gleich darauf ließ von einer versteckten Stelle ein kräftiger vierstimmiger, wundervoller Männerchor das schöne Lied: „Wer hat dich, du schöner Wald" vernehmen. Nach dem ersten Vers allgemeines Fragen nach Dichter und Componisten. Eichendorff hat's gedichtet, erklärten einige Kundige, aber den Componisten kannte Niemand. Als der letzte Vers verklungen, war allgemeiner Sturm auf die Sänger. Und da kam's heraus. Es hatte unser alter, ehrwürdiger Professor Hase, um seinen Jenensern eine Freude zu machen, das von Mendelssohn eben erst componirte Lied zu diesem Tage ganz schnell und heimlich drucken und einüben lassen, und so erklang zum ersten Mal in Deutschland, vielleicht auf dem Erdenrund zum ersten Mal das jetzt allbekannte Lied: „Wer hat dich, du schöner Wald."—

Ein alter Herr von den Jenenser Teutonen erzählt folgendes Stückchen: Wir paukten während meiner Studienzeit unter Gottes freiem Himmel, in der Nähe des Dorfes Wöllnitz. Auf den umliegenden Hügeln wurden Wachen ausgestellt, Bauernjungen aus dem Dorfe. Das war sehr nothwendig, denn damals lebte der berühmte und berüchtigte Pedell Bohle, das größte Polizeigenie seiner Zeit. Diese Wacht an der Saale war mit Pfeifen ausgerüstet und für jeden Einzelfall Warnungssignale verabredet, z. B.: Da ein Pudel (Spitzname für Pedell) vier Beine hat, so kündeten vier rasch hintereinander abgegebene Warnungspfiffe das Herannahen eines solchen Ungethüms an. Wurde das verhängnißvolle Signal gegeben, so ergriff man nicht gleich die Flucht; auf das Commando: „Unschuldiger los!" ging ein als Botaniker ausgerüsteter Student der Gefahr muthig entgegen und gab, je nach seinem Befund, erst das ausschlaggebende Zeichen zum Bleiben oder zur Flucht. So stand ich einst, es ist leider schon sehr lange her, mit einem Pflanzenmesser und der Botanisirbüchse angethan, bereit, jeden Augenblick meines Amtes als Unschuldiger zu walten.

Da tönte die Warnungspfeife: Pip, pip, pip, pip, pip, pip, sechs Pfiffe, das ist ja gegen jede Naturgeschichte; mit diesen Worten eilte ich den Berg hinab. Da begegnete mir Se. Magnifizenz, der damals regierende Prorektor, Professor der Kirchengeschichte, Dr. theol. Karl Hase, mit zwei jungen Damen. Die Zahl der Beine stimmte; die Pudel haben ja allerdings nur Pfoten. Als ich ehrfurchtsvoll grüßend vorübergehen wollte, redete mich Hase mit den Worten an: „Mein Lieber, es wird wohl gepaukt?"—„Magnifizenz, ich botanisire," mit diesen Worten öffnete ich meine Botanisirbüchse und zeigte ihm Cichoria intybus und Daucus carota, die ich kurz vorher zu diesem Zwecke ausgegraben hatte. Hase blieb stehen, griff in seine linke Rocktasche, zog einen Bogen Papier heraus und fuhr fort: „Ich bin augenblicklich nicht mehr regierender Prorektor, ich habe meinen Urlaub in der Tasche, den ich Ihnen hier zeige; ich bin nur noch Karl Hase und möchte mit diesen Damen der Paukerei zusehen, ich weiß das können Sie vermitteln."—„Ja, das kann ich, bitte, kommen Sie mit." Als wir uns dem Paukplatze näherten, wurde die gerade im Gang befindliche Mensur unterbrochen, durch Handbewegungen wurde ich gefragt: „Sollen wir ausreißen oder bleiben? Wie segnend senkte ich wiederholt meine Hände und gab so das Zeichen zum Bleiben.

Die Paukanten, den Schläger in der Hand, die Sekundanten, der Unparteiische nebst allen Zuschauern traten an mich heran, um meine Erklärung entgegenzunehmen. Ich wiederholte ihnen, was mir Hase eben mitgetheilt hatte. Meine vorläufige Versicherung, daß seinem Wunsche nichts entgegenstehe, wurde durch den einstimmigen Ruf: „Nicht das Geringste!" bestätigt. Einige Füchse zogen die Röcke aus und breiteten sie auf einer kleinen Erhöhung über dem Paukplatze aus. Auf diesen ließ sich Hase mit seinen Damen nieder, da saß er, der regierende Prorektor von Jena, und sah vier bis fünf Mensuren zu.

Bei aller altburschenschaftlicher Begeisterungsfähigkeit und Freiheitsliebe war der berühmte Kirchenhistoriker in Jena doch stets der maßvolle und besonnene Mann, der in dem „tollen Jahre" 1848 manchem der jugendlichen Brauseköpfe nicht weit genug ging. So wurden ihm einst, wie das „Süddeutsche evangelisch-protestantische Wochenblatt" erzählt, von demokratischen Studenten die Fenster eingeworfen. Auch theologische waren darunter und der Name des Brutus ward ihm bekannt. Wie rächte er sich? Zur Weihnachtszeit gab er eine Gesellschaft, bei welcher für jeden der Eingeladenen ein kleines Geschenk mit einem humoristischen Verschen am Christbaum hing. Auch der Missethäter war geladen und erhielt seine Bescheerung, [illegible] Stein nämlich, mit folgenden Worten:

„Die damals durch die Fenster pfiffen,
Die Steine waren ungeschliffen."

— Der Thor thut nie, was er sagt, der Weise sagt nie, was er thut.